

(Nachdruck verboten.)

23]

Der Baumeister.

Roman von Felix Holländer.

„Nach diesem Prinzip,“ entgegnete Kessler, „müßten alle bedeutenden Staatsmänner — müßten alle großen Leute überhaupt gehängt werden . . . wo der Zweck groß ist, braucht man in den Mitteln nicht wählerisch zu sein! . . .“

„Na, Du hast Dir ja eine ganz nette Weltanschauung zurechtgelegt! . . . Meine Hochachtung!“

„Drenkwitz, Du bist von einer Orthodoxie, die etwas Bängstigenes hat. Früher warst Du anders!“

„Das bestreite ich — ich bin mir immer gleich geblieben! Vielleicht aber hast Du Dich verändert . . . Notabene, mir gefällt Dein Aussehen nicht. Hast Du Sorgen? . . .“

„Gott sei Dank, nein! Es geht mir besser denn je, und gerade heute habe ich meinen Glückstag. Erstens habe ich unter den günstigsten Bedingungen vor einer halben Stunde eine große Summe aufgenommen, die mich aus aller Schwierigkeiten befreit, zweitens habe ich durch einen besonderen Zufall die Steine für den Bau weit unter ihrem Wert gekauft, und drittens habe ich Dich heute getroffen! . . . Wie lange haben wir uns nicht gesehen,“ setzte er ein wenig verlegen hinzu — „ich glaube, es ist eine Ewigkeit her!“

„Du irrst, ich bin Dir erst vor ein paar Tagen begegnet!“

„Dann müßtest Du mich geschnitten haben!“

„Stimmt! Du warst in Gesellschaft!“

„Das ist doch kein Grund, mich zu . . .“

„Du warst in Gesellschaft einer Dame!“

Kessler wurde rot wie ein Schuljunge.

„Ich mache an Dir lauter neue Entdeckungen . . . ich hielt Dich bisher immer für einen Weiberfeind! Das Fräulein war übrigens nicht übel . . .“

„Sie ist eine Dame und steht mir nahe!“

„Ich bitte um Pardon!“

„Du konntest es ja nicht wissen.“

Drenkwitz schüttelte bedenklich den Kopf.

„Also keine flüchtige Liaison, sondern eine ernsthafte Angelegenheit? . . .“

„Ich bitte Dich, reden wir nicht darüber.“

„Wie Du willst! Eines steht für mich fest: Je älter man wird, desto größere Dummheiten macht man.“

„Ach Gott,“ erwiderte Kessler, „was wäre das Leben ohne unsere Dummheiten?! Matt und farblos wäre es!“

„Komisch, da gerade die Wirklichkeitsmenschen im Zustande — des Verliebtseins — wie die Blinden sind.“

„Ich behaupte, daß das grundfalsch ist. Wer wirklich verliebt ist, hat einen geschärften Blick!“

„Da Du aus Erfahrung sprichst, erlaube ich mir keinen Einspruch.“

„Drenkwitz, ich bitte Dich nochmals — laß diesen Ton . . . Du ahnst gar nicht, wie wehe er mir tut.“

„Gut — lassen wir das! . . . Also sag' mir, warum Du Dich nie hast bei mir sehen — und nichts von Dir hast hören lassen.“

„Ich habe überhaupt keinen Verkehr mehr . . . ich breche unter der Last der Geschäfte beinahe zusammen.“

„Schön — Du bist entschuldigt! — Ich wünschte freilich, Du hieltest Maß! Dabe' schaut nie viel Gutes heraus.“

„Ueber Kesslers Gesicht huschte ein überlegenes Lächeln.“

„Siehst Du,“ sagte er, „da hast Du in Bezug auf unser vorhergegangenes Gespräch ein Beispiel, wie man es sich nicht schöner wünschen kann! . . .“

„Znwiefern?“

„Du sagst, ich sollte mich schonen, und wollte ich Dir folgen, ich könnte es einfach nicht. Hinter mir steht ein Muß, das mich treibt — die Verhältnisse sind stärker als ich!“

„Das verstehe ich nicht ganz.“

„Und es ist doch so furchtbar simpel . . . Das Theater muß innerhalb einer bestimmten Zeit fertig sein — oder Hunderttausende gehen verloren — ganz davon zu schweigen, daß ich kontrakt- und wortbrüchig wäre.“

„Man schließt eben nur solche Kontrakte, die man, ohne sich zu übernehmen, halten kann!“

„Ach, Drenkwitz, was bist Du für ein Pedant und Akademiker!“

„Gott sei Dank, daß ich es bin!“

„Ich will Dir auch gar keinen Vorwurf machen — ich wünsche nur, daß Du auch anderen Gerechtigkeit widerfahren ließeßt und sie nach ihrer Veranlagung, nicht nach der Deinigen beurteiltest.“

„Das tue ich! . . . Nur stelle ich eine allgemeine Sittlichkeitsnorm auf.“

„So etwas gibt es gar nicht, Drenkwitz, das ist gerade nach meinem Ermessen der Grundirrtum, in den Du immer wieder verfällst.“

„Meinst Du?“

„Ja, Drenkwitz!“

„Na, darüber werden wir uns in diesem Leben nicht mehr einigen. Adieu, alter Junge, laß es Dir gut gehen!“

Kessler hielt einen Augenblick die Hand des Staatsanwalts.

„Ich weiß nicht,“ meinte er zu ihm, „ob es mir nur so vorkommt, aber alles, was Du sagst, klingt in meinen Ohren so sonderbar. . . . Ich höre aus Deinen Worten Untertöne heraus, die mich ängstigen . . . Anspielungen . . . versteckte Warnungen . . . ja beinahe Drohungen! . . . Sprich aufrichtig, das bist Du mir doch eigentlich schuldig.“

Der Staatsanwalt nahm seinen Kneifer ab und zwinkerte eigentümlich mit seinen kurzichtigen Augen.

„Ich bin Dir ein guter Freund, darauf kannst Du Dich verlassen. Und jetzt muß ich wirklich fort — ich habe Eile. — Auf Wiedersehen, Kessler!“

Der nickte nur schweigend. . . .

Neunzehntes Kapitel.

„Er muß aber jeden Augenblick kommen,“ sagte Grete Anders, „ich erwarte ihn ebenfalls.“

„Dann gestatten Sie wohl, daß ich . . .“

„Bitte sehr!“

Herr Freitag trat näher. Er trug eine Art von Cape und einen mächtigen Kalabreser.

„Ich bekomme den Herrn Baumeister ja gar nicht mehr zu sehen!“

Auf seinem nervösen Gesicht lag ein Ausdruck tiefster Verstimmung.

„Ich schreibe ihm fortwährend Briefe, und der Herr Baumeister hält es nicht einmal der Mühe wert, sie zu beantworten. Ich laufe mir die Sohlen ab, und er ist nie zu Hause, oder läßt sich verleugnen. Uebrigens, hier sieht es ja recht nobel aus. . . . Mein Kompliment! Der Herr Baumeister hat Geschmad!“

Dabei blickte er sich mit spöttischer Neugier im Zimmer um.

Bei seiner letzten Bemerkung zuckte Grete Anders zusammen. Sie sah sich jedoch schnell.

„Sie dürfen das nicht so übel aufnehmen,“ sagte sie begütigend. „Herr Kessler steckt bis über die Ohren in Geschäften, seine Arbeit nimmt ihn ganz in Anspruch.“

„Sehe ich ein, sehe ich vollkommen ein; aber sagen Sie mal, Fräulein, ist das ein Grund, einen alten Freund wie einen Schuhpuker zu behandeln? Man muß Unterschiede zu machen wissen, mein Fräulein, darauf läuft alles im Leben hinaus. Ich spreche aus Erfahrung. . . . Ich wollte Ihnen nicht zu nahe treten — ich wollte Sie nicht beleidigen!“

Er verbeugte sich vor ihr demütig.

Sie begriff ihn nicht.

„Ich weiß . . . ich weiß . . . wir sind nicht komplett oder wir sind Schufte! . . . O, mein Fräulein, ich war Offizier! . . . Erkundigen Sie sich, ich war Offizier. Pardon, mein Fräulein, ich spreche Unsinn! Ich fühle, daß ich unverständlich bin. Sie glauben, ich spreche Unsinn . . . ich sehe es Ihnen deutlich an!“

Sie stammelte verwirrt ein paar Worte und horchte ängstlich auf, ob sie nicht Kesslers Schritte hören würde. Aber draußen rührte und regte sich nichts.

„Mein Fräulein, man muß Akrobat sein, wenn man dieses Leben leben will . . . nur ein Akrobat kann mit Ehren bestehen . . . Notabene — wir sind ja alle Akrobaten . . . Gott sei Dank, daß wir Akrobaten sind . . .“

Draußen klingelte es.

„Ah, das wird er sein,“ sagte sie aufatmend und sprang in die Höhe.

Es war aber nur der Briefträger.

In ihrer Erregung hatte sie vergessen, daß Kexler stets selbst öffnete. Als sie wieder eintrat, durchmaß Freitag mit großen Schritten das Zimmer, als ob er in seiner eigenen Behausung wäre. Er blieb dicht vor ihr stehen.

„Glauben Sie, daß der Baumeister ein Verbrecher ist?“ fragte er leise.

Sie verfärbte sich bei dieser unerwarteten Frage und vermochte keinen Laut von sich zu geben.

„Pardon . . . pardon . . . Der Gedanke kam mir nur ganz beiläufig in den Sinn . . . ich wollte Ihnen ja nicht wehe tun!“

Sie hatte sich erhoben und suchte den Ausgang.

„Nein, nein, das dürfen Sie nicht,“ sagte er. „Um Gottes willen, nehmen Sie meine Bemerkung nicht so tragisch. Ich bin ein Mensch, der entschuldig viel durchgemacht hat! Man hat mich um Millionen betrogen! Um Millionen, mein Fräulein! Oder man versucht es wenigstens. . . Im übrigen bemerke ich, daß ich dem Baumeister ein grenzenloses Vertrauen entgegengebracht habe und noch entgegenbringe. Meine Frage war rein akademisch, mein Fräulein, rein akademisch!“

„Ich bitte dieses Gespräch abbrechen zu dürfen,“ entgegnete sie, „es verletzt und verstimmt mich auf das tiefste.“

„Gut, brechen wir es ab. Ich bin vollkommen damit einverstanden, brechen wir es ab! Ich weiß, was ich Ihnen schuldig bin, mein Fräulein — Sie müssen wissen, ich bin Offizier gewesen.“

Grete Anders wurde unheimlich zumute. Auch sie war heute zum erstenmal in diesen Räumen. Er hatte sie so bedrängt und bestürmt, daß sie endlich nachgegeben. Nicht aus kleinen Mängeln hatte sie sich gewehrt, ihn aufzusuchen, aber vor dieser prunkhaften Wohnung, die in großem Stil hergerichtet war — sie kannte sie aus seinen Schilderungen — hatte sie immer eine namenlose Scheu gehabt. Und nun war sie, ohne daß er es ahnte, dennoch gekommen, hatte alle ihre inneren Bedenken niedergezogen und traf statt seiner diesen Menschen, der sie wie ein Unglücksrabe anrächte und verworrene Reden im Munde führte, die unheilvoll und drohend klangen. Dabei hatte er eine Art, sie anzustarren, die sie auführte und erschütterte. Sie vermochte überhaupt nichts Rechtes zu erwidern, so jammervoll und zerrüttet kam ihr dieser Mensch vor. Einmal stieg ihr der Gedanke auf, daß er geisteskrank wäre, denn er blickte sie mit seinen weitgeöffneten, wasserhellen Augen unablässig an und sprach kein Wort. . . .

(Fortsetzung folgt.)

Vom Weltfriedhof im Haag.

Nicht handelnde Personen: Die Welträte, der Sekretär.

I.

Der erste Weltrat: . . . Ich darf also nach unseren fünfjährigen hingebenden Beratungen das Ergebnis unserer Debatten dahin zusammenfassen: Wir werden in unserer Dankadresse an Seine Majestät Nikolaus II. nicht, wie von einer Seite gewünscht wurde, vom großen Zaren reden, sondern es bleibt bei dem ursprünglichen Entwurf des heiligen und erhabenen Zaren. Auch werden wir ihm nicht unseren warmen Dank senden, sondern unsere in feuriger Demut hinsterbende Begeisterung und Bewunderung. Meine Herren! Wir können mit unserem Wert zufrieden sein. Es war unser tiefstes, aus dem Innersten hervorquellendes Bedürfnis, unserem gewaltigen Schutzherrn zu seinem Namenstage wiederum unsere dankbare Anerkennung auszusprechen, daß es ihm auch in diesem Jahre gelungen, den Weltfrieden zu bewahren; daß er durch eine weise und großartige Vermehrung von Heer und Flotte wiederum die Völker seinem und unserem hehren Ziele näher geführt hat, die Staaten von dem immer unerträglicher werdenden Druck der Rüstungen zu befreien. — Die Adresse ist angenommen. Ich bitte Sie, einzustimmen in den Ruf: Es lebe der Zar! Hurra, hurra, hurra! — Die Sitzung ist ge —

Der Sekretär: Ich bitte noch einen Augenblick! Wir haben noch einige Eingänge zu erledigen!

Der erste Weltrat (erregt): Es ist jetzt 6 Uhr nachmittags. Sie wissen, daß unsere Bureaufunden des Weltfriedens präzis von 1—6 dauern. Wir können also keine neuen Arbeiten uns mehr aufbürden. (Zustimmungsgemurmel.)

Der dritte Weltrat: Ich bin gewöhnt, um 6 Uhr pünktlich zu dinieren.

Der fünfte Weltrat (97 Jahre alt): Ich muß um 6½ Uhr zu Bett gehen.

Der siebente Weltrat (preussische Kürassieruniform): Protestiere energisch. Müßte sonst erst die Information meiner Regierung einholen, ob überhaupt darauf einzulassen.

Der Sekretär: Es handelt sich im wesentlichen um einen

Beschwerdebrief, über dessen Inhalt ich ganz kurz referieren könnte. Nur zwei Minuten Zeit!

Der erste Weltrat: Na, meinetwegen! Schießen Sie los! (Der fünfte Weltrat beschwörend: Aber wir schießen hier doch nicht!)

Der Sekretär: Es handelt sich um einen Brief mit unleserlicher Unterschrift, Bertha Schmidt oder dergleichen. Das Frauenzimmer führt darüber Klage, daß wir nicht eingegriffen hätten in den sogenannten Gummizug der Mächte nach China. Insbesondere wird ein Protest erhoben, daß die Russen am Amur 20 000 wehrlose Chinesen in den Fluß getrieben hätten, wo sie teils ertranken, teils, soweit sie sich schwimmend zu retten versuchten, im Wasser erschossen wurden.

Siebenter Weltrat: Na also, sie haben doch nun ihren Frieden, ganz ohne unser Zutun.

Der erste Weltrat (klopft dem Redner auf die Schulter): Nicht zu frivol, mein Lieber! Die Sache ist sehr ernst. Unserer Weisheit ist es zu verdanken, daß wir einen unübersehbaren Weltbrand verhüteten, indem wir jede Einmischung unsererseits unterließen. Hätten wir uns nur gerührt, so wären alle Nationen in einen furchtbaren Krieg verwickelt worden. Wir haben folglich unsere Pflicht getan, wir haben dem Weltfrieden gedient, und ich kann sagen, erfolgreich. (Sehr richtig!) In diesem Sinne schreiben Sie der Dame. — Die Sitzung ist geschlossen!

II.

Der erste Weltrat: . . . In diesem Sinne können wir mit bescheidenem Stolz sagen: Wiederum haben wir bewiesen, welche erhabene Tat Seine Majestät der Kaiser von Rußland wagte, als er sein Friedensmanifest unter die habenden Völker sandte. Nikolaus II. ist, ich darf es sagen, der neue Heiland. Unsere Institution verdankt die Welt diesem Manifest. Man hat uns verspottet, uns nachgesagt, wir seien ohnmächtig, wir schließen. (Der fünfte Weltrat ruft erschreckt aus dem Traum: Oho!) Unsere Handlungen entwarfen den Spott der Toren und den Haß der Feinde. Jawohl, wiederum haben wir durch eine Tat des Friedens das ideale Welt mächtig gefördert. Seit Jahrzehnten saßen Feuerländer und Südpolarier gleichsam auf einem Kulverfah. Alle Verhandlungen, in ihrem Züchereikonflikt einen Ausgleich zu finden, scheiterten; der Weltkrieg stand während dieser ganzen Zeit drohend an der Schwelle der Kultur. Da, im höchsten Stadium der Erregung, wandten sich die beiden bis an die Zähne bewaffneten Mächte an uns. Wir aber boten die Erhabenheit des Zaren, das Schiedsrichteramt zu übernehmen. Lange und erbittert wurde gerungen. Schließlich aber fiel der Spruch der Weisheit. Der Zar entschied: die Feuerländer dürfen die Dorische, die Südpolarier die Stockfische im Eismeer fangen. Zubelnd unterwarfen sich die beiden Staaten. Der Weltfriede ist gerettet. (Stürmischer Beifall.)

Der siebente Weltrat: Gebe anheim, per Allamation Zaren-Dankadresse zu stiften.

Der erste Vorsitzende: Es erhebt sich kein Widerspruch. Die Adresse ist bewilligt. Ich schlage vor, daß wir unsere nächste Zusammenkunft der Feststellung des Textes widmen. Auch das ist genehmigt. Ich schließe —

Der Sekretär: Bitte, noch einen Augenblick. Die Bertha Schmidt hat wieder geschrieben —

Der siebente Weltrat: Donnerwetter, was will denn das Frauenzimmer noch?

Der erste Weltrat (bedeutend): Ich mache darauf aufmerksam, daß es in 5 Minuten 6 Uhr sein wird.

Der fünfte Weltrat: Man muß doch endlich mal seine Ruhe haben. Wenn das so weiter geht, demissioniere ich. (Unruhe, lebhaftes Proteste, Rufe: Aushalten, Dableiben.)

Der dritte Weltrat: Also, was will denn die schöne Bertas? Es ist doch interessant, zu hören, was sie denn wieder im Kopfe hat. Ich kann mir's gar nicht denken. Wir haben alles aufs Beste bestellt. Weltfrieden usw. behütet. Was verlangt man noch mehr von uns? Es gibt eben immer Rörgler. Indessen wie gesagt, ich bin wirklich gespannt, was Los ist — trotz meines Hungers.

Der Sekretär: Die Dame beschwert sich über den russisch-japanischen Krieg. (Rufe der Enttäuschung: Ach so! Was geht das uns an!)

Der siebente Weltrat: Durch die Verleihung des Ordens pour le mérito ist die Sache in unserem Sinne aufs Beste endgültig erledigt.

Der Sekretär: Aber die Brieffschreiberin meint, wir hätten eingreifen sollen und den Krieg verhüten, der Hunderttausende Menschen mordet und verstümmelt. . . .

Der erste Weltrat: Genug! Schreiben Sie der Dame: Sie soll nicht so nervös und aufgeregter sein. Natürlich werden wir eingreifen, das ist unsere verfluchte Pflicht und Schuldigkeit. Sie soll nur Geduld haben. Jetzt unsere Hände hineinmischen, klicke leichtfertig den Weltkrieg entfesseln. Aber das hindert nicht, daß wir zu rechter Zeit eingreifen werden. Natürlich setzt unser Eingreifen voraus, daß zuvor der Krieg beendet ist. . . .

III.

Erster Weltrat: Es liegt heute der Antrag vor, der glorreichen Majestät des Zaren eine Dankadresse zu widmen, nachdem er es verstanden hat, den im Innern seines Landes drohenden Weltkrieg, der die furchtbarsten, unübersehbaren Folgen hätte nach sich ziehen können, im Keime zu ersticken.

Der siebente Beltrat: Im Auftrage meiner Regierung habe zu erklären, daß unserer Ansicht nach sämtliche Mitglieder unseres Weltfriedhofs persönlich nach Petersburg reisen sollten, um Nikolaus II. Dant zivilisierter Staaten auszusprechen. Meine Herren! 22. Januar war Ruhmesblatt in Weltgeschichte. Bewies, wie man Frieden vor innerem Feind schützt. Stelle weiter anheim, in zivilisierten Staaten Internationalspende für Seine Majestät zu sammeln. (Allgemeine Zustimmung.)

Erster Beltrat: Ich glaube, daß die Anregung unseres verehrten Herrn Vorredners der allgemeinen Sympathie sicher ist. Wir können sofort zur Abstimmung schreiben. Wer dafür ist . . .

Der Sekretär: Verzeihen Sie, ich muß Ihnen doch davon Mitteilung machen, daß gegenwärtig der Teufel los ist. Jeden Morgen kriege ich mindestens 100 Briefe, Aufrufe, Proteste. Alle fordern gebieterisch unser Eingreifen gegen das, was sie die Menschenschlächtere des Zaren nennen. Wir sollen die russische Regierung außerhalb der Gemeinschaft der Kulturstaaten stellen. Wir sollen die Regierungen zum Abbruch der diplomatischen Beziehungen drängen, die Verachtung jedem aussprechen, der künftig den Absolutismus durch Gelddarlehen, Kauf russischer Papiere und dergleichen unterstützt. Endlich sollen wir eine große Sammlung für die Opfer der Megelei inszenieren . . . Und alle die Brieffschreiber sind erstklassige Berühmtheiten.

Der siebente Beltrat: Ekelhafter Blödsinn!

Der erste Beltrat: Hm! Gegenüber so vielen Celebritäten müssen wir doch etwas tun. Die Vorgänge haben doch ihre zwei Seiten. Wie wäre es, wenn wir den Zaren ansehen, zur Beruhigung des öffentlichen Gewissens Europas eine Denkmünze für die Hinterbliebenen der Opfer der Megelei zu stiften? (Vereinzelter Beifall, starker Widerspruch.)

Der siebente Beltrat (erregt): Ich frage: Sind wir für Weltfrieden da oder für Revolution? Denkmünze oder auch Denkblatt, ist ausgedehnte Idee. Aber naturgemäß nicht für Rebellen, sondern für wadere Kosaken, wegen Tapferkeit vor dem inneren Feinde.

Der erste Beltrat: Nicht so hitzig! Verbremmen wir uns nicht unsere Finger. Ich schlage strikte Neutralität vor!

Der Sekretär (verzweifelt): Aber es muß etwas geschehen! Wie soll ich denn sonst den Tausenden von Brieffschreibern antworten?

Der erste Beltrat: Meine Herren! Der Sekretär hat recht! Es muß etwas geschehen. Wir bringen ihn sonst in eine schiefe Lage. Wir sind all diesen Notabilitäten von Weltruf eine Antwort schuldig. Ich glaube Ihrer Zustimmung gewiß zu sein, wenn ich Ihnen als Vermittelungsantrag vorschlage: Stellen wir einen zweiten Sekretär an! — Joo.

Kleines feuilleton.

sr. „Die Sonne.“ Morgen wird sie sechzig Jahre alt. Aber schon vor beinahe drei Jahrzehnten war sie so rot und rund wie heute. Wenn wir sie damals auf unser Haus zusteuern saßen, dann raunte einer dem anderen zu: „Achtung! Gleich geht die Sonne auf!“ Jugend ist respektlos. In Tante Karolines Anwesenheit aber waren wir artig. Sie hatte eine Hand, eine Hand! . . . Breit, gewichtig, rot und — lose. Ich hab sie einmal gespürt und hatte für immer genug davon. Aber das mit der Sonne war mehr wie ein knabenhafter Scherz. Auch heute könnte ich's nicht besser sagen. Nur daß wir damals wohl mehr das Neuhere im Auge hatten: sobald die Stubentür aufgestellt wurde, tauchte es aus dem dicken Flur wie eine rote Kugel hervor, deren Vorderfläche sich dann in eine immer lachende Physiognomie verwandelte. Und ein paar helle, vergnügt glänzende Augen strahlten wie wahrhaftiger Sonnenschein ins Zimmer. Dann wurde es lustig bei uns. Tante Karoline konnte stille oder gar traurige Gesichter nicht sehen. „Wozu das? Schiebt's beiseite. Es kommt schon mal wieder anders.“ Das war ihre ganze Philosophie. Und sie ist gut dabei gefahren, — besser als einige ihrer Geschwister, die alles kieber und lastender nahmen und sich schwer in die plötzlich an sie herantretenden Notwendigkeiten des Lebens schiden lernten. Der Vater hatte Pech gehabt; Pech und eine zweite Frau, die das böse Märchenwort von der herzlosen Stiefmutter in die Tat umsetzte. Die Kinder der ersten Ehe mußten aus dem Haus. Niemand trieb sie mit Worten. Freilich nicht. Sie gingen allein, nachdem die Stiefmutter den guten Charakter des Vaters in einen unleidlichen umgefrempelt hatte. Und als der Alte starb, fand sich weder ein Testament noch ein Nachlaß an Werten.

Tante Karoline hatte nicht darauf gehartet. Sie war noch keine vier Wochen aus dem Haus, da sah sie in einem kleinen Gemütseller zwischen Kohlköpfen, Aepfeln, Kartoffeln und Herzingen. Morgens um vier Uhr stand sie auf, sich ihren kleinen Vorrat heranzuschaffen, und mancher Schritt, mancher Griff war am Tage zu tun, die ausgelegte Summe und einen geringen Gewinn wieder einzunehmen. Es verdroß sie nicht. Und die Leute kamen gern zu ihr. Denn ein Wort gab's fast allemal dazu, ob einer ein Kilo Aepfel nahm oder für drei Pfennige Suppengrünes.

Uebrigens: die Aepfel! War es eine gewisse Anpassung oder war's nur ein Zufall: wenn man Tante Karoline in dem halbdunklen Keller zwischen ihren Aepfelkörben sitzen sah, so schien's auf den ersten Blick, als habe man in dem runden Gesicht ein Ries-

exemplar jener freundlichen Obstsorte vor sich. Straffe, rosigte Wangen, dito Stirn, und ein festes, energisches Kinn.

Schon war Tante Karoline nicht. Gählich schon gar nicht. Das Gesunde, Kraftvolle ist's nie. Noch heute darf sich die Sechzigerin sehen lassen. Krüden und Brille braucht sie nicht. Und wo der Fuß auftritt, da zittert's. Troddem sie eine „alte Jungfer“ geblieben ist. Warum? Neulich hab' ich's erfahren. Zu Weihnachten, als ich beim Kaffee ihren „Selbstgedankenen“ lobte und dazu nebenbei und scherzhaft die Frage anschnitt, wieso eine Frau mit derartiger Backkunst keinen Mann getriegt habe. Im nächsten Augenblick tat's mir leid, denn es ging wie eine Wolke über das sonnige Gesicht. Nur einen Moment, dann lachte sie wieder: „Du, das ist eine lustige Geschichte.“ Die Stimme zitterte noch ein wenig. „Eine sehr lustige Geschichte. Ich war auch mal verliebt, verlobt, — verlassen.“

„Ach was?“ Ich schüttelte mir vor Erstaunen Kaffee auf die Wäsche.

„Was ist denn dabei zu wundern? Meinst Du, ich hätte kein Herz? O! Erfahren hat's niemand von Euch. Wozu? Aber wenn Du es wissen willst, — paß auf. Einen Roman mußt Du nicht erwarten, mein Junge. Ich bin immer mehr für das Praktische gewesen, wie Du auch an dieser Hand sehen kannst.“ Dabei bewegte und betrachtete sie lächelnd ihre Rechte.

„Nebenbrödel nannten sie mich schon zu Hause. Wenn meine Schwestern auf dem Klavier herumhantelten oder die Nase in ein französisches Buch oder Modejournal steckten, dann stand ich in der Küche und scheuerte Töpfe. Freiwillig. Ein Tausch wäre mir grausig gewesen. Den anderen auch. Also waren wir alle zufrieden und bezirgten uns gut. Damals fing es an mit dem Bülcher. So hieß er; war Telegraphist oder ähnliches. Ein „mittlerer Beamter mit Pensionsberechtigung“. Das betonte er. Und betonte bei jeder Gelegenheit, sein weibliches Ideal sei die echte deutsche Hausfrau. Dabei warf er mir Blide zu und bevorzugte mich vor den Schwestern, die übrigens auch höher hinaus wollten. Mir schmeichelte es. Ich war jung. Und er gefiel mir vielleicht deshalb besonders, weil er das vollständige Gegenstück von mir war: schlank, blaß, zart. Ich fing nämlich damals schon an, in die Breite zu gehen. Also: die Sache war gerade im Werden, als die Geschichte mit der Stiefmutter kam. Wir rühten aus. Eine nach der andern. Ich zuletzt. In einen Dienst gehen? Nein. Unabhängig wollt' ich mich machen. Das Erste, was sich mir bot, war der Gemüsefram. Ueberlegt hab' ich nie lange. Ich griff zu. Und hab's richtig getroffen. Wie der Fisch im Wasser war ich. Den Bülcher hatt' ich schon beinahe vergessen, da, eines Tages klettert er in meinen Keller und steht vor mir. Zuerst war's mir peinlich. Einen Augenblick. Dann wisch' ich mir die Hand an der Schürze und reichte sie ihm. Er zudt zusammen. Wenig nur. Hast Dich getäuscht, sagte ich mir nachher. Aber nein. Heute weiß ich's besser. Er erneuert also die alte Bekanntschaft, wie er sagte, und hat, hin und wieder einmal vorsprechen zu dürfen. „Warum nicht?“ sag ich, „wenn Sie mein Geschäft nicht geniert?“ „O,“ antwortet er und wird ganz rot, „es kommt doch auf den Menschen an.“ Na ja, auf den Menschen.“

Tante Karoline rührte verloren in ihrer Tasse.

„Kurz und gut: ich verschob mich richtig in ihn. Wir wurden einig und verlobten uns. Heimlich vorläufig. In einigen Monaten sollte ich dann das Geschäft aufgeben und dann — na ja; es kam ganz anders, lieber Junge. Nämlich: meine Hände gefielen ihm nicht. Alles sei schön und gut und prächtig an mir, sagte er, bloß die Hände —! Aber das ließe sich glücklicherweise bessern. Sie müßten nur gepflegt werden. In Mannwasser baden, riet er heute. Mit Weizenkleie abreiben, morgen. Oder auch: des Abends mit Baseline einreiben und über Nacht Handschuhe drüber. Eine ganze Drogerie kam allmählich zusammen. — Zuerst nahm ich's heiter, lachte und versuchte wohl auch dies und das. Aber es nützte nichts. Benigstens nicht lange. Natürlich nicht. Er ließ nicht nach; es wurde schon mehr eine fixe Idee bei ihm. Mich langweilte das allmählich. Dann ärgerte mich die Geschichte. Ich sah ihn auch plötzlich kritisch an. Ich wurde bitter und immer bitterer zu ihm. Wer weiß, dacht' ich, wie das später wird? Das war der Anfang vom Ende. Damals wußt ich's nicht, drängte ihn sogar eigensinnig, er solle mich nun endlich seinen Eltern vorstellen, wie er schon längst versprochen. Es war ein unglücklicher Tag, mein Junge. Einer über den anderen erregt und in starkem innerlichen Zorn. „Ich würde Dich vorstellen,“ sagte er, „aber mit diesen Händen — unmöglich! Das Gemüsegeschäft läßt sich verschweigen, die — Hände nicht!“

Die Stimme der Alten bebte: „Wie mir in dem Augenblick zu Mut war, kann ich Dir nicht sagen. Ich kam mir wie grenzenlos gefoppt vor! Aufgesprungen bin ich wohl wie ein gereiztes Tier und dann — na ja,“ Tante Karoline senkte die Stimme und bewegte leise die Rechte, — „dann rutschte die hier aus.“

Pause. „Der kam nicht wieder?“

„Nein. Vielleicht bin ich wirklich zu groß gewesen; es hat mir nachher fast leid getan. Aber in dem Augenblick konnt' ich nicht anders. Und es ist auch gut, daß die alberne Sache damit einen Punkt kriegte. Mit den Männern war ich fertig. Und wollte sich später doch einmal wieder einer herandrängen, dann zeigt' ich ihn nur diese Patzche. Lose war sie immer.“

„Ich weiß.“

„So? Du kennst sie auch?“ Und über den Tisch zu mir herüber strahlte in hellster Heiterkeit das rote, runde Gesicht. . . —

Theater.

Lessing-Theater. Die **Weber.** Schauspiel in fünf Akten von **Gerhart Hauptmann.** Neu einstudiert, mit Umbesetzung einiger Rollen, wurden die **Weber** am Freitag zum ersten Mal auf der neuen Bühne **Brahms** vor dichtbesetztem Hause gespielt. Die ergreifende Dichtung erschien in vielem wie eine Wiederspiegelung unmittelbarer Gegenwart. Der revolutionäre Sturm, der die Hungernden, eben noch demütig Geduckten, mit elementarer Gewalt ergreift, der Hoffnungssturm, die mörderischen Salven des Militärs in die Haufen der wehrlosen Demonstranten — wir erleben das schlesische Trauerspiel, seiner totalen Begrenztheit enthoben, ergänzt, unendlich bereichert durch das Pathos politischen Freiheitsdranges, zu welthistorischer Größe gesteigert, in dem geknechteten Russland, doch nun als Kampf, der, anders als jener niedergeworfene Verzweiflungsausbruch, durch keine Flintenugeln und Gefängnisse mehr zum Schweigen gebracht werden kann. Und auch nach Westen, auf den Niesenausstand der von einer kleinen übermütigen Kapitalistenfamilie ausgebeuteten Bergarbeiter lenkt die Dichtung den Blick. Der Konflikt, auf dem sie sich aufbaut, wechselt nur in den Formen, dem Wesen nach ist er ein allgemeiner, so lange die Ueberricht des Kapitals, die schrankenlose Auszugaug der Arbeit fortbesteht.

Was vor Jahren von der Vollkommenheit der **Weber**-Aufführungen im Deutschen Theater rühmend berichtet wurde, gilt unverändert auch von dieser Vorstellung der **Lessing**-Bühne. Man müßte den Theaterzettel nachschreiben und darüber hinaus auch auf die stummen Statistenrollen eingehen, wollte man all die trefflichen Einzelleistungen, die sich hier zur Ensemblewirkung vereinigen, herzählen. Gleich bei der Lohnauszahlung im Kontor, der ersten Szene, welche Fülle charakteristisch individualisierter, gegeneinander abgeklärter Webergestalten, denen gleichmäßig der Stempel des Glends aufgedrückt ist, ohne daß doch in dem Massenbilde irgendwie eine Spur absichtlichen Arrangements, irgend ein Zug der Uebertreibung hervorstrahle! Es war ein Meisterwerk der **Lessing**-schen Regiekunst. Und dieser Eindruck wiederholte sich in all den Volksszenen der späteren Akte. — **Rittner** spielte wieder den Führer der Aufständischen, den entlassenen Soldaten, eine seiner altberühmten Rollen; **Paul Pauli** den guten weichherzigen Baumert; **Else Lehmann** des gläubigen Hülse mutige Schwiegertochter. Neu waren **Batry** als Fabrikant, **Hans Marr** als **Weber** Väter, **Emmanuel Reich** in der Figur des alten Ansjorge, jeder eine anschaulich überzeugende Verkörperung seiner Rolle. Das Höchste aber erreichte **Oskar Sauer** in der schlicht monumentalen Gestaltung des alten Hülse. Er gab den Worten eine Wärme, brängte einen Reichtum des Gefühls in sie zusammen, daß sie aus seinem Munde wie die Offenbarung eines Neuen, Unbekannten klangen. Die doch so fein nuancierende Sprache des Dichters schien im Verhältnis dazu arm. —

Astronomisches.

ie. **Gros.** Seit der italienische Astronom **Piazzi** am ersten Tage des 19. Jahrhunderts durch das Fernrohr in der großen Lücke zwischen **Mars** und **Jupiter** einen Planeten von bisher unerhörter Kleinheit fand, hat sich die Zahl dieser Planetoiden oder Asteroiden ganz ungeheuerlich vermehrt, so daß ihre Zahl am Anfang des 20. Jahrhunderts bereits 471 betrug, und demzufolge hat das Interesse an diesen Himmelskörpern wesentlich nachgelassen. Man hat sogar schon die Frage aufgeworfen, ob eine weitere Nachforschung nach ihnen überhaupt noch lohnt, weil es eigentlich gleichgültig ist, ob man von diesen winzigen Gestirnen 500 oder 1000 kennt. Wenn nun aber einer ihrer Vertreter, der **Gros**, die Aufmerksamkeit der Forscher in ungewöhnlichem Grade zu fesseln verstanden hat, muß es mit ihm wohl ganz enig bestellt sein, und das ist wirklich der Fall. Während alle anderen Planetoiden auf die Zone zwischen **Mars** und **Jupiter** beschränkt sind, greift die Bahn des **Gros** derart über sie hinaus, daß er zeitweise zwischen **Erde** und **Mars** zu stehen kommt und der **Erde** gelegentlich sehr viel näher rückt als irgend ein anderer Himmelskörper. Der **Mars** ist unter den günstigsten Umständen noch 56 000 000 Kilometer von uns entfernt, die **Venus** 40 000 000, der **Gros** dagegen bei seiner größten Erdnähe nur 20 800 000 Kilometer. In dieser Tatsache liegt die hauptsächlichste Bedeutung des **Gros**, der am 19. April 1898 von dem Astronomen **Witt** an der Urania Sternwarte in Berlin entdeckt wurde. Der berühmte Planetenforscher **Charlois** in **Nizza** hatte ihn schon einige Stunden früher auf einer photographischen Platte, konnte seine Existenz aber erst zwei Tage später feststellen, nämlich nach vollzogener Entdeckung der Aufnahme. Die Bahn des **Gros** um die Sonne wurde bald ziemlich genau bekannt, und daraus konnte man berechnen, daß der kleine Planet in etwa 37 Jahren je einmal die größte Erdnähe erreicht. Das letzte Mal muß er sich im Jahr 1880 in dieser Stellung befunden haben und würde demnach, wenn seine Bewegung keine Störungen erleidet, im Jahr 1917 der Beobachtung wiederum die günstigsten Aussichten eröffnen. So lange hat man aber damit nicht warten wollen, weil die Astronomen die Gelegenheit zu benutzen wünschten, durch die Beobachtung des **Gros** die Entfernung der **Erde** von der **Sonne**, diesen Grundwert der Himmelskunde, mit einer bisher noch nicht möglich gewesenem Genauigkeit zu bestimmen. Zu diesem Zweck haben sich nicht weniger als 47 Sternwarten aller Erdgebiete zusammengetan und eine wahre Riesenarbeit zu leisten übernommen, wie sie durch ein internationales Zusammenwirken auf dem Gebiete der Wissenschaft bisher ohnegleichen gewesen ist. Es würde

zu weit führen, bis ins einzelne zu beschreiben, worin diese Arbeit besteht. Der Gesamtplan hatte einen so ungeheuren Umfang, daß man doch einiges davon hat ablassen müssen; immerhin bleibt auch der Rest noch bewunderungswürdig genug. Völlig abgeschlossen sind die Beobachtungen und Messungen noch nicht, und erst recht nicht die darauf begründeten Veröffentlichungen. Der Leiter der Unternehmung, **Prof. Loewy**, Direktor der Pariser Sternwarte, hat bisher 9 Berichte darüber herausgegeben; der erste umfaßte nur 6, der letzte über 400 Seiten. Die Ergebnisse lassen sich noch nicht übersehen, aber man kann doch gewisse vorläufige Annahmen darüber äußern. Danach wird man für die Sonnenparallaxe wohl annähernd auf den schon bisher angenommenen Wert von 8,80 Sekunden kommen. Die Entfernung der **Sonne** von der **Erde** würde sich auf 149 471 000 Kilometer stellen, und die Unsicherheit dieser Zahl würde nur 90 000 Kilometer betragen. 90 000 Kilometer erscheinen auf den ersten Blick als eine ungeheure Größe, aber im Vergleich zu dem ganzen Abstand der **Erde** von der **Sonne** sind sie ein winziger Betrag. Sie haben nicht mehr zu bedeuten als auf einem Stab von 1,66 Meter Länge die Breite einer Stednadelspitze, wenn wir diese zu 1 Millimeter annehmen. Wenn die Beobachtungen des **Gros** ganz durchgeführt sein werden, wird man die Entfernung der **Sonne** von der **Erde** sogar bis auf etwa 45 000 Kilometer genau kennen. —

Humoristisches.

— Zu demot. Chef (der sich auf den stützen Hut seines Sekretärs gesetzt hat, bedauernd): „Sie sollten doch weiche Hüte tragen, Müller!“
Sekretär: „Herr Direktor haben sich doch nicht weiche getan?“ —
— Ein mißtrauischer Richter. „Zeugin **Huber**, wie alt war Ihre Mutter bei Ihrer Geburt?“
„Zweiundzwanzig Jahre!“
„Und wie alt ist sie jetzt?“
„Sechsfünfzig!“
„Schreiben Sie: Alter der Zeugin vierunddreißig Jahre!“ —
— Auf der Straße. „Na, wie geht's?“
„Dan! schön, 's geht!“
„Na, da geht's ja!“ — („Fliegende Blätter.“)

Notizen.

— Schön gesagt. Aus einem Theaterreferat: „Man träumte sich in den Schöpfungstempel getreten, in dem Mensch und Tier und Stein und Pflanze, zuletzt der liebe Herrgott selber Hand in Hand den Reigen schlangen um die Seligkeit und Reinheit heiligen Urzustandes.“ —
— Die Gesamtzahl der an den vier Technischen Hochschulen Preußens eingeschriebenen Studierenden beträgt im laufenden Winterhalbjahr 4902 gegen 5130 im vorigen Wintersemester. —
— „**Till Eulenspiegel**“, eine Komödie von **Georg Fuchs** hatte im Leipziger Schauspielhause lauten Erfolg. —
— **Richard Schotts** Drama „**Abschied**“ erlebte am 9. Februar im Düsseldorfer Stadttheater die Uraufführung. —
— „**Der Berg des Kergernisses**“, eine neue fünftaktige Tragödie von **Heinrich Lilienfein**, ist soeben im Theaterverlag Entsch erschienen. —
— Im Stadttheater zu **Aachen** konnte am Dienstag nicht gespielt werden; es waren keine Zuschauer erschienen. —
— Der Theaterneubau in **Beimar** erfordert eineinhalb Millionen. 300 000 M. will bedingungsweise die Stadt dazu geben. —
— Im Lichthof des Kunstgewerbe-Museums wird Mitte der Woche eine Sonderausstellung „Die Kunst auf dem Lande“ eröffnet. Die Ausstellung wird auch abends von 7 1/2 bis 9 1/2 geöffnet sein und in Abbildungen und Originalen Beispiele der älteren Bauernkunst vorführen. —
— Zur Wiederherstellung des im 1605 in Holzbau aufgeführten **Kalandhauses** in **Alfeld a. d. Leine** hat der preussische Kultusminister 1000 Mark bewilligt. —
— Der Deutsche und Oesterreichische Alpenverein zählt gegenwärtig über 65 000 Mitglieder. —
— Im **Schubbeitz** Linde der Oberförsterei **Lhd** wurde am letzten Sonntag bei einem Treiben eine russische Steppenwölfin erlegt. Sie wog 68 Pfund. In acht Tagen hatte sie 11 Neße, einige Hasen und einen Dorschhund zerissen. —
— Herr **Engelmann** identischuldig! Aus **Heiligenstadt** wird der „**Halle'schen Zeitung**“ unterm 1. Februar berichtet: Vor Beginn der gestrigen Stadtverordneten-Sitzung teilte der Vorsteher mit, daß der Stadtverordnete **Engelmann** soeben durch das Telephon sein Fernbleiben entschuldigt habe. Herr **Engelmann** habe versucht, zum Rathaus zu gelangen, sei aber im Straßensich muß stehen geblieben, so daß es ihm unmöglich geworden sei, seinen Verpflichtungen als Stadtverordneter nachzukommen. Herr **Engelmann** habe dabei seinen **Summischuh** eingebüßt und den Rückzug antreten müssen. „Ich halte“, so bemerkte der Stadtverordnete-Vorsteher, „Herrn **Engelmann** für entschuldigt!“ —